

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Niels Boeing, Dorothee Wolter

21 000 Kilometer oder die Kunst, sitzen zu lernen

Eine Reise von Hamburg nach Kapstadt mit Bus, Bahn
und Boot

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Hamburg – Istanbul

km 0 Aufbruch

Seite 11

km 855 Der Schatten der Geschichte

Seite 15

km 1275 Der Osten rockt

Seite 20

km 2015 Sibiu H Null – Modell mit Bäumen

Seite 31

km 2405 «Big Apple» im Osten

Seite 33

Freitagnachmittag am Bahnhof Hamburg-Dammtor. Noch 24 Minuten bis zu dem Augenblick, dem wir so lange entgegengefeibert haben. Immer mehr Freunde trudeln auf dem Bahnsteig ein. Ungläubiges Staunen, als sie unsere beiden Rucksäcke sehen: «Was, mehr nehmt ihr nicht mit? Und das reicht?» Na sicher. Inmitten des Lärms im Wochenendverkehr stehen wir lachend zusammen, trinken ein letztes Mal Astra, das der gute Leon mitgebracht hat, und lassen *Studio One Ska* auf dem kleinen Ghettoaster laufen. Eine Flasche Saurer kreist, während die Leute um uns herum irritiert herüberschauen. Wir stoßen ein ums andere Mal an und klopfen dumme Sprüche: Chartert ein Flugzeug, einen Phiesta-Jet nach Sansibar, kommt vorbei. Ihr fehlt uns jetzt schon. Wir können es nicht glauben, dass wir sie alle erst in einem halben Jahr wiedersehen werden – wenn alles gutgeht.

Am Anfang war es nur eine verrückte Idee gewesen. Wie wäre es, von Hamburg die südlichste Metropole anzusteuern, die auf dem Landweg erreichbar ist? Das «Maximum Süd» war schnell gefunden: Kapstadt. Die neue Traumstadt der Neunziger, von der alle verklärt zurückkehrten. Wir hätten auch einfach hinfliegen können. Aber die Idee ließ uns nicht mehr los. Warum eigentlich nicht über Land und die ganze Strecke dazwischen erleben? Wir überlegten, ob wir mit einem eigenen Wagen runterfahren sollen, und sahen im Geiste schon Fetzen eines Roadmovies ablaufen. Aber da wir beide nichts von Autos verstehen, verwarfen wir die Idee wieder. Da wir auch nicht zu den verrückten Extremreisenden gehören, kamen Fahrrad,

Motorrad oder gar Laufen ohnehin nicht in Frage. Warum sich also nicht einfach in den Zug setzen und losfahren? Und dann schauen, was kommt.

Noch drei Minuten, wir hören ein letztes Mal *I want justice* von Delroy Wilson, das wir zuletzt mit den anderen zusammen so gerne auf Partys mitgesungen haben. Dann rauscht der Zug rein, Schulterklopfen, Umarmungen, wir stecken schnell die Ska-CD ein, die nehmen wir doch mit, eine einzige CD, wer weiß, mit wem wir dabei Freundschaft schließen werden. «Wenn euch was passiert, komme ich, ehrlich», sagt der kleine Bruder, der in diesem Moment ganz groß ist. Wir steigen schnell ein, die ganze Bande auf dem Bahnsteig, rufen aus dem Waggon noch einmal: «No sleep – till Kapstadt!» Die Tür geht zu, der Zug setzt sich in Bewegung, Anja und Petra auch, sie laufen neben dem Fenster her. Wir sehen genau, dass Anja Erbsenaugen hat, aber wir erst mal! Dann fällt der Bahnhof zurück. Das Abenteuer kann beginnen.

Ganz mitgenommen von diesem rührenden Abschied setzen wir uns in dem proppenvollen Wochenend-ICE nach Berlin in den Speisewagen. Als wir auf unseren Aufbruch anstoßen, machen wir unsere erste Reisebekanntschaft. Angelika hat neben uns am Tisch Papiere studiert. Wo fahrt ihr hin?, fragt sie. Nach Kapstadt. Dann erklären wir ihr, dass wir nicht in Berlin ins Flugzeug steigen, sondern dass wir Tausende von Kilometern vor uns haben, und schon erzählen wir uns alte Reise Geschichten. So vergehen die ersten zwei Stunden wie im Fluge.

Berlin, unsere erste Station, meint es gut mit uns. Vom Zoo geht's zum Senefelder Platz, und ein paar Minuten später stehen wir in Mr. Walters Wohnung, unserer ersten Reiseherberge. Ein Apartment mit sehr viel Platz, in dem ein plattes Zebra auf dem Boden

liegt. So muss es sein, wir wollen ja schließlich nach Afrika. Das Wohnzimmer ist voll mit Hightech und Filmtrophäen, wie angenehm angesichts des überbordenden Retroquatsches im Kollwitz-Kiez, wo Mr. Walter unbedingt hinziehen musste.

Das Viertel wird immer absurder. Nicht nur Thermopen-Fenster und Yucca-Palmen in den Kneipen – eine regelrechte Verfrankfurtung des inneren Ostens –, nein, jetzt werden auch noch mutwillig die Goldenen Zwanziger herbeizitiert. Alles kommt so kulturell und gediegen rüber. Wohnen hier nur Geisteswissenschaftler? Auch die Kulturbrauerei, in der wir erst mal ins Kino gehen, um etwas runterzukommen von dem aufwühlenden Aufbruch, ist uns ziemlich suspekt. Nicht wiederzuerkennen nach all den Jahren: Ein übler Berliner Themenpark ist daraus geworden, voll amerikanisiert mit all den Neon-Schriftzügen über den Bareingängen. So steril.

Aber Gregor rettet den Prenzlauer Berg, als er uns später abends ins *Bassy* auf der Schönhauser Allee führt. Drinnen tobt schon das Nachtleben. Wir nehmen die Seitentür gegenüber der Bar und landen in einem rohen engen Hinterhof mit Schornstein und Ziegelwänden. In der Mitte lodern Flammen aus einer Ölfonne, am Ende ist ein Altar mit einem riesigen Saddam-Poster aufgebaut worden. Eine schöne Art und Weise, vermeintlichen Dämonen das irrational Böse zu nehmen. Man funktioniert sie einfach zum Witz um. Hier lebt noch der Spirit des Früh-Neunziger-Berlin – vom neuen Hauptstadt-Kult der Gegenwart ist nichts zu spüren. Ach, Berlin soll roh bleiben, wenn es schön sein will. Alles andere gerät nur zur Farce.

Floating downstream. Bevor es richtig losgeht, steht noch eine Reinigung der besonderen Art an. Vor Jahren habe ich von

den Samadhi-Tanks gelesen, die John Lilly in den Fünfzigern für die US-Navy entwickelt hat. Das sind eine Art Meditationstanks, in denen 300 Kilo Salz in 600 Litern Wasser gelöst sind. Unmöglich, darin unterzugehen. Die Tankkapseln beinhalten sozusagen eine Miniatur des Toten Meeres. Die wollen wir im Floatcenter hinter dem Gendarmenmarkt ausprobieren.

Eine schwäbische Frohnatur par excellence bereitet uns dort auf das «Floaten» vor und bringt Dorothee und mich dann in unsere Räume. Wie ein kleiner Wal, lang und bucklig, sieht der Tank aus. Ich steige ein, lege mich ins Wasser und lasse den Deckel runtergleiten. Rotwarme Dunkelheit umfängt mich. Das Salzwasser hat Körpertemperatur. Kein Druck auf der Haut, nirgends. Fast Schwerelosigkeit. Durch die Ohren unter der Wasseroberfläche dringen ab und zu ferne, gedämpfte Geräusche.

Ich schwebe in meiner Kapsel wie in einer anderen Welt. Back to the roots, als ob ich noch einmal dicht an meine Zeit als Fötus herankomme. Körperloses Bewusstsein, die reine Existenz, vor meinen geschlossenen Augen tanzen Kaskaden aus Blautönen, breiten sich aus, ziehen sich wieder zusammen. Nur wenige konkrete Bilder. Totale Ruhe, absoluter Antistress, auch keine Langeweile. Das ist unser Re-Boot: dahintreiben, die Vergangenheit gut sein lassen und etwas Neues beginnen. So können wir aufbrechen.

Am nächsten Morgen nehmen wir den IC nach Krakau. Ab jetzt kommt das Unbekannte. Hinter der Grenze zu Polen ein kurzer Augenblick der Irritation: Der Schaffner fragt uns, ob wir eine Reservierung hätten. Gibt es ein Problem? Nein, der polnische Schaffner stellt uns kurzerhand eine aus: über null Zloty. Wir runzeln die Stirn, weil wir es für nutzlose Bürokratie halten. Von wegen: «Das ist wichtig, damit genug Tee oder Kaffee für alle

Reisenden an Bord ist, den gibt es nämlich umsonst», klärt uns eine Polin in der Sitzreihe gegenüber auf. Und ihr Reisebegleiter fügt nicht ohne leisen Spott über die skeptischen Deutschen hinzu: «So sind die Polen.»

km 855

Der Schatten der Geschichte

Als wir abends in Krakau ankommen, steigen wir im Stadtteil Kazimierz ab. Auf unserem Zimmer werfen wir kurz den Fernseher an und landen bei *Baywatch*. Oder ist das eine Doku? Ständig redet eine polnische Stimme, während im Hintergrund der Film mit gedämpften Dialogen abläuft. Nach ein paar Minuten begreifen wir: In Polen werden ausländische Serien im Fernsehen offenbar nicht synchronisiert, noch nicht einmal Untertitelt, sondern übersprochen. Ein monoton sprechender Mann liest aus dem Off die Übersetzung herunter, ganz egal, ob gerade ein Mann oder eine Frau spricht. Pamela Anderson ist hier also ein gelangweilter Pole. Drei Minuten ist das zum Lachen, danach eher zum Weinen.

Im Café Mlynek am Plac Wolnica, über dem wir wohnen, hängen neue Bilder zum Verkauf. In ihrer Rohheit erinnern sie ein bisschen an die vom Artstore St. Pauli. Auch sonst erscheint Kazimierz irgendwie vertraut. Rund um den Plac Nowy reihen sich die neuen Bars und Cafés aneinander. Aber die Szenerie ist nicht für Touristen hergerichtet. Hier trinkt das neue Krakau, abseits der hochgelobten Altstadt.

Die ist uns am nächsten Tag zu hübsch, zu puppenstubenhaft. Dass Krakau «das München Polens» sei, wie uns jemand vorher

gesagt hatte, kann man durchaus so sehen. Ein Kompliment ist es nicht gerade. Es scheint, als sei die Stadt, die einmal die Hauptstadt Polens war, von einem Jahrhunderte währenden Schlaf am Rande von Habsburger Monarchie und Realsozialismus erwacht und putze sich nun heraus. Als wir aus der Altstadt kommend die Dietl-Allee in Richtung Kazimierz überqueren, wird es gleich grauer und großstädtischer. Straßen voller Altbauten, die eher an Berlin-Friedrichshain oder Lichtenberg erinnern. Dann stehen wir vor dem alten jüdischen Friedhof am Platz der Szeroka-Straße. Wir gehen in die Synagoge, die daneben steht.

Ein altes Paar beaufsichtigt streng die ankommenden Touristen. Wir fühlen uns plötzlich nicht wohl in unserer Haut. Der Schatten der Geschichte liegt über diesem Ort, und er wiegt schwer. 65 000 Juden haben bis zum Zweiten Weltkrieg und zum Holocaust in Kazimierz gelebt. Die Gassen und Fassaden erinnern an die *Zimtläden*, jenes Theaterstück, das Anfang der Neunziger in Berlin gespielt wurde, in dem die untergegangene Welt der osteuropäischen Juden in einem melancholischen Gespensterreigen noch einmal lebendig wurde. Außer ein paar Schildern und Zeichen an den Hauswänden ist nichts davon in Kazimierz übriggeblieben.

In einem dieser Versuche, an die alte Zeit anzuknüpfen, im Restaurant *Alef*, gehen wir abends essen. Am Nachbartisch sitzen vier Alte, drei Männer und eine Frau. Sie sprechen Hebräisch, dessen Klang man in den Backpackern vieler Länder schnell kennenlernt, weil junge Israelis nach ihrem harten Wehrdienst in die Welt ausschwärmen, um etwas anderes zu erleben als den Nahostkonflikt. Was der Weißhaarige wohl 1943/44 erlebt hat? Die Frau mustert uns zwischendurch mit einem Blick, der sich nicht deuten lässt. Es ist ja nicht zu überhören, woher wir kommen. Die Geschichte holt einen immer wieder ein. Am nächsten

Tag wird sie uns wie ein nasses, schweres Handtuch ins Gesicht schlagen.

Es ist ein strahlender, wolkenloser Herbsttag, als wir morgens im Bus durch die dörfliche Idylle außerhalb Krakaus schunkeln. Bettwäsche lüftet an Balkongittern, der Futtermais ist noch auf den Feldern, hier ein Zementwerk, da ein Autofriedhof. Eine Gegend, die es so ähnlich auch bei uns gibt. Alles ganz friedlich, polnischer Alltag, bis wir zwei Stunden später am Ziel sind – in Auschwitz. Oh, mag manch einer denken, sie machen eine Betroffenheitstour. Vom Völkermord der Nazis über die Apartheid in Afrika bis zu den bösen Buren am Kap. Nein, darum geht es nicht. Dort, wo uns die Geschichte eines Landes, die auch unsere eigene ist, anspringt, können wir unmöglich wegsehen.

Dann stehen wir in der einstigen Todesfabrik, die heute ein Museum ist. Unzählige Reisegruppen schieben sich durch die früheren KZ-Wege. Japaner schießen entspannt das obligatorische Urlaubsbeweisfoto vor dem Tor, über dem der Spruch «Arbeit macht frei» prangt. Polnische Schulklassen reißen draußen auf eine Zigarettenlänge Witze. Das Grauen scheint an diesem Tag mit seinem strahlend blauen Himmel nicht einmal als Schatten auf den Gebäuden zu liegen. Die Monstrosität des Verbrechens ist kaum begreifbar. Nur in den Baracken, in denen Berge von Schuhen, Koffern oder Haaren der Ermordeten für die Nachwelt aufbewahrt sind, wird es in Ansätzen sichtbar.

Aber es verschlägt uns dennoch die Sprache. Gerade, weil wir aus Deutschland kommen. Schweigend ist der Ort erträglich, alle vernehmlichen deutschen Worte kommen uns schlagartig unglaublich deplatziert vor. Sie sind hier oft genug gefallen. In bürokratischer Kälte starren sie uns aus den zahlreichen SS-Schriftstücken an, die in den Vitrinen ausgestellt sind. Dass die Handlanger des Terrors keinen klaren Kopf gehabt hätten

bei dem, was sie taten, lässt sich beim besten Willen nicht sagen. Da wurde «mitgedacht», was das Zeug hält. Einer ereiferte sich etwa, ob man nicht das von den Toten geraubte Zahngold, das die Wehrmachtsärzte nicht brauchten, gegen eine «Quittung» der Reichsbank zuführen solle, wo es «sinnvoller» angelegt sei. Akribisch angelegte Listen von Häftlingen, trockene Paragraphenhuberei, Totenscheine voller Lügen. Sicher, wir haben vorher darüber gelesen, haben wie viele andere irgendwann auch *Schindlers Liste* gesehen. Aber dies ist der Ort des Verbrechens selbst, nicht mehr von Buchseiten oder Kinoleinwänden auf Distanz gehalten. Hier ist Auschwitz, das schwarze Loch der deutschen und auch der europäischen Geschichte.

Drei Kilometer weiter in Auschwitz-Birkenau, dem zweiten, später angelegten Teil des KZ, weitet sich das ohnehin schon Unfassbare noch einmal in seinen Dimensionen. Eine regelrechte Stadt des Todes öffnet sich kilometerweit hinter jenem Tor, das wir so oft auf alten Aufnahmen gesehen haben. Von vielen Baracken sind nur noch Betonpfeiler übrig, ragen zahllos aus dem Gras, das heute alles überwuchert. Aber die Nachmittagssonne lässt kein Kopfkino zu, unvorstellbar, wie hier 90 000 Menschen eingepfercht in der Maschinerie der Vernichtung gelebt haben können.

Erst bei der Lektüre von Anna Pawelczynskas Buch *Werte gegen Gewalt*, das wir uns im Buchladen der Gedenkstätte kaufen, steigen erste Bilder hoch. Gerade die Nüchternheit ihrer Analyse, in der sie sich – bewusst, wie sie schreibt – ihrer eigenen Auschwitz-Erlebnisse enthält, überwältigt, mehr noch, beunruhigt. Orwells 1984 ist blass im Vergleich zu ihrer Beschreibung des KZ-Systems. Carl Amery hat in seinem bemerkenswerten Buch *Hitler als Vorläufer* die These aufgestellt, dass das ein-dimensionale Terror-Weltbild des Nationalsozialismus mögli-

cherweise nur ein erster Testlauf für biopolitische Apokalypsen des 21. Jahrhunderts war, die durch globale Umweltzerstörung, Überbevölkerung und politische Konflikte ausgelöst werden könnten. Es sind Kleinigkeiten wie jene Porzellanisolatoren an den einst unter Starkstrom stehenden Stacheldrahtzäunen oder die schlichten Betonpfeiler, die zeigen, dass es sich hierbei nicht um Relikte einer fernen Epoche handelt, sondern um das technisierte 20. Jahrhundert. Die Vergangenheit ist noch nicht weit entfernt. Man vergisst das heute leicht.

Das Ausmaß des Vernichtungslagers mahnt aber auch: Guantánamo oder der neue Wall am Westjordanland haben nichts mit Auschwitz zu tun. Die Relation der Gräueltaten verrutscht vielen heutzutage zu leichtfertig im Ereifern über die Weltpolitik. Ein Bild hat sich an diesem Nachmittag eingebrannt, das ein wenig Erleichterung verschafft: Es ist die wehende blau-weiße Flagge mit dem Davidstern, die zwei israelische Schulklassen über ihren Köpfen halten, während sie durch die KZ-Ruinen gehen. Sie sind eine Bestätigung Gandhis, der einmal schrieb: «Es ist meine feste Überzeugung, dass nichts Dauerhaftes auf Gewalt aufgebaut werden kann.»

Auch in «Oświęcim», wie Auschwitz eigentlich heißt, haben die Menschen sich gesagt: Das Leben geht weiter, egal, wie. Manche haben ihre Häuser direkt neben dem früheren KZ-Gelände gebaut, und die Vorgärten liegen Naht an Naht mit dem Stacheldrahtzaun. Zugegebenermaßen nicht gerade der schönste Ausblick vom Balkon. Der Bahnhofsplatz ist im Licht der einbrechenden Dämmerung so trist wie überall in Europa, Passanten eilen vorbei, Autos fahren vor – in diesem Augenblick eine geradezu tröstliche Normalität. In einer leeren Kneipe mit gardinenverhangenen Fenstern trinken wir noch ein Bier und warten auf den Bus, der uns zurück nach Krakau bringt.

Bratislava ist nicht gerade eine Stadt, die Schlagzeilen macht. Die meisten wissen vermutlich nicht mal, wo es liegt. Klingt ziemlich nach Osten, dabei sind es nur 40 Kilometer von Wien die Donau stromabwärts bis zur Hauptstadt der Slowakei. Wir staunen nicht schlecht, als der Kellner in Hemd und Weste in einer schlichten Gaststätte in einem unnachahmlichen Tonfall die Bestellung entgegennimmt: «Ist recht, für die Dame ein Viertel, für den Herrn ein Helles», sagt er auf Deutsch. Die aufgehübschte Altstadt ist hier glücklicherweise nicht zur Puppenstube entstellt worden. Die Haupteinkaufsstraße kommt unspektakulär daher, die alten Straßenbahnen rumpeln immer noch durch graue Straßen. Aber abends im Pub merken wir, da will jemand den langen Schatten von Prag, der verklärten Überstadt der einstigen Tschechoslowakei, loswerden. Keine Ahnung, ob die Slowakei dafür unabhängig und Bratislava selbst eine Hauptstadt werden musste.

Dunkles Holz bestimmt die Atmosphäre. Vinyl hängt an den Wänden. Wer was auf sich hält, trägt Pferdeschwanz. Trendglatzen gibt es hier nicht. Auf der Bühne spielt eine Live-Band mit zwei E-Gitarren und einer E-Bratsche die üblichen Schmonzetten von Robbie Williams bis Guns 'n' Roses. Die drei Jungs haben natürlich auch einen Pferdeschwanz. Knutschende Pärchen, kichernde Bedienung. Weinselige Stimmung. Wir sind mittendrin, lassen uns treiben. Keine Verpflichtungen, nur noch stoffwechseln. Die Musik wird ruppiger. Eine aggressive Version von «Mrs. Robinson». Dann ein lokales Stück. Slowakische Heldengesänge zu rollenden Gitarren, die E-Bratsche zuckt

im Stakkato, die Rohirrim aus dem Herrn der Ringe scheinen auszureiten. B wie Bratislava – das muss man sich merken.

Als wir zwei Tage später aus dem Bahnhof in Budapest treten, fallen uns sofort zwei Dinge auf: Die Trendglätzen, die in Bratislava fehlten, sind wieder da, und die mächtigen, geradezu imperialen Altbauten lassen Bratislava provinziell erscheinen. Doch erst einmal müssen wir die Frage klären: Wo können wir übernachten? Wir schauen in eine Herberge in Bahnhofsnähe, die Zimmer mit Etagenbetten und Ikea-Möbeln von vor zwanzig Jahren zu bieten hat. Besser wieder zurück zum Bahnhofspatz, wo Budapester die Reisenden in ihre Privatzimmer locken wollen. Dort treffen wir auf Piroska Balint, eine sympathische junge Frau in einer weißen Daunenjacke, die noch ein erschwingliches Zimmer zu vergeben hat. Wir fackeln nicht lange und steigen mit ihr in die überfüllte Straßenbahn. Wenige Stationen später sind wir am Ziel: Es ist ihre eigene Wohnung, die in einem Eckhaus in der Rakoczi Ut liegt. Sie hat sie kürzlich für sich und ihren Sohn gekauft. Die große Altbauwohnung ist zwar schon fertig gestrichen, aber noch ganz leer. Wir bekommen das künftige Schlafzimmer mit roten Wänden und Balkon zur Straße hin. Ein paar Meter weiter in derselben Straße betreibt sie noch ein richtiges Guesthouse. Dass das Geschäft mit Privatzimmern so gut läuft, liege daran, dass es noch immer nicht genug Backpacker in Budapest gebe. Wir rauchen eine Zigarette mit ihr, quatschen über das Leben und fühlen uns richtig willkommen in Budapest.

Maniküre einer Stadt. Wie kann ein einzelner Kopf bloß so schwer sein? Mindestens eine gefühlte Kiste Bier trage ich auf meinen Schultern mit mir rum. Seit Tagen nun schon diese